

6. Methodologische Implikationen

1. Biografische Rosenblätter: Filiale wird
organisiert Lebensgeschichte. Gestalt sind
Forschungsbiographien, Selbstbeschreibungen.
Frischhoff & M. May, 1993

6.1 Prinzipien der Gesprächsführung zur Gewinnung einer Lebenserzählung

Wenn wir jemanden um die Erzählung seiner Lebensgeschichte oder von Phasen seines Lebens bitten und ihn dabei in der Weise unterstützen möchten, daß er sich einem Erinnerungs- und Erzählfluß ohne weitere Anstrengung überlassen kann, sollen wir über spezifische Techniken und Kompetenzen der Gesprächsführung verfügen. Die immer wieder zu hörende Einschätzung – gerade auch von qualitativ verfahrenen KollegInnen – zur Führung eines offenen bzw. narrativen Interviews genüge die Alltagskompetenz¹, beruht auf dem Erkennen der Schwierigkeit eines wirklich zurückhaltenden und gleichwohl aufmerksamen Zuhörens einerseits und der Unterschätzung der Notwendigkeit andererseits, wirklich sensible und erzählgenerierende Fragen zu formulieren – eine Fähigkeit, die im Alltag leider wenig gelernt und eingeübt bzw. teilweise eher wieder verlernt wird.

Neben den von Christa Hoffmann-Riem (1980) diskutierten Prinzipien, die für die interpretative Sozialforschung generell Geltung beanspruchen, dem »Prinzip der Offenheit«, mit dem der Verzicht auf eine hypothesengelenkte Datengenerierung gemeint ist, und dem »Prinzip zur Kommunikation«, bei dem es um die Orientierung am Regelsystem der Alltagskommunikation geht, lassen sich für die Gesprächsführung eines lebensgeschichtlichen Interviews weitere Prinzipien formulieren:

¹ Vgl. auch die Kritik von Christel Hopf an dieser Fälschung und ihre detaillierten Ausführungen über Interviewfehler (1991:181f).

1. Raum zur Gestaltentwicklung,
2. Förderung von Erinnerungsprozessen,
3. Förderung der Verbalisierung heikler Themenbereiche,
4. eine zeitlich und thematisch offene Erzählaufforderung,
5. aufmerksames und aktives Zuhören,
6. sensible und erzählgenerierende Nachfragen,
7. Hilfestellung beim szenischen Einmurmern.

Das *narrative Interview*, wie es von Fritz Schütze (1976a; 1977; 1987) entwickelt wurde, ist – wenn es den Regeln entsprechend angewandt wird² – nicht nur die konsequenste, sondern die einzig wirksame Methode, um diesen methodologischen Anforderungen gerecht zu werden. Entscheidend beim biographisch-narrativen Interview ist, daß der Autobiograph zunächst mit einer relativ allgemein gehaltenen Erzählaufforderung um die Erzählung seiner Lebensgeschichte oder bestimmter Phasen und Bereiche seines Lebens gebeten wird und er bei seiner darauf folgenden Präsentation, der *Haupterzählung*, nicht mit Detailierungsfragen unterbrochen wird. Erst in der zweiten Phase des Gesprächs, dem *Nachfragezeit*, wird er mit Hilfe von erzählgenerierenden Nachfragen zu weiteren Erzählungen motiviert. Die offenste Form der Aufforderung zur Lebenserzählung, die jede Themenbeschränkung vermeidet, lautet ungefähr wie folgt:

»Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die für Sie persönlich wichtig waren. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erstmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später dann noch eingehen werde.«

Folgen wir der gestaltheterisch-phenomenologischen Konzeption eines dialektischen Verhältnisses zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte, verändert sich die Struktur unserer Gesprächsführung nicht je nach inhaltlichen Fragestellungen zu denen wir Interviews durchführen. Diese Konzeption impliziert generell ein Interesse daran, wie Menschen ihre Welt erleben und heute erleben und wie sich ihnen ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen darbieten. Um diesem Interesse gerecht zu werden, dürfen nicht wir die

² Der Begriff »narratives Interview« wird in der sozialwissenschaftlichen Diskussion heute inflationär verwendet. Selbst wenn nur in einzelnen Sequenzen eines Leitfadeninterviews zu Narrationen aufgefordert wird, werden solche Interviews schon als »narrativ« bezeichnet. Zur Technik des narrativen Interviews im hier gemeinten Sinne vgl., neben den Arbeiten von Schütze, Hermanns (1982; 1991); Kraimers (1983); Rosenthal (1987:119-132).

Themen setzen, dürfen nicht wir definieren, was zu einem Thema gehört und was nicht, in welches thematische Feld ein Thema eingebettet ist und was seine Bestände sind. Die Prinzipien für die Fixierung und Aufrechterhaltung einer biographischen Erzählung sind die gleichen, unabhängig davon, ob wir aus sozialwissenschaftlichem oder alltäglichen Interesse heraus etwas aus dem Leben unseres Gesprächspartners erfahren möchten oder ob wir den Erzähler im Umgang mit einer schwierigen erlebten Lebensgeschichte oder bei der biographischen Lösung einer gegenwärtigen Krisensituation unterstützen wollen. Wenn wir an Krankengeschichten interessiert sind, z.B. etwas über den langjährigen Verlauf einer chronischen Krankheit wie der multiplen Sklerose erfahren möchten, können wir ebensowenig wie bei Interesse an Berufsbiographien von sogenannten Karrierefrauen vorab ahnen, a) welche Lebensbereiche für die AutobiographInnen zu diesem biographischen Strang gehören, b) in welchen thematischen Feldern ihre Themen wie gestaltet sind und wie sich dies in der sequenziellen Abfolge der Lebenserzählung manifestiert und c) wann für sie die Geschichte dieses Themenbereichs beginnt. Nicht nur bei einer schwer diagnostizierbaren Krankheit wie der MS, bei der die ersten Symptome nach einem Initialschub wieder verschwinden können und die Betroffenen sich nicht als 'krank' definieren müssen³, ist der »Anfang« der Geschichte von Autobiograph zu Autobiograph verschieden. Ebensowenig können wir beim Karriereverlauf der Managerin voraussehen, ob für sie die Karriere mit ihrer intensiven Vater-Beziehung und dessen Förderung in ihrer Kindheit beginnt oder erst mit einer für sie zufälligen Beförderung in ihrem Konzern. Auch können wir nicht wissen – ganz unabhängig davon, wie gut wir uns mit Krankheits- oder Karriereverläufen auskennen⁴ –, welche Lebensbereiche zu diesen biographischen Strängen gehören, ob z.B. für die BiographInnen eine tiefe Ehekrise oder die Abhängigkeit von der Mutter etwas mit ihrer Krankheit oder ihrem Beruf zu tun haben. Generell gilt: Wollen wir ein alltagsweltliches Gespräch oder sozialwis-

3 Vgl. die Fallstudie der Lebensgeschichte einer Frau, die an MS erkrankte, von Christiane Große (1987).

4 Zu viel Kenntnis über einen Gegenstandsbereich kann einer guten Gesprächsführung mehr im Wege stehen als sie unterstützen. In dem Moment, in dem wir die Expertenrolle als Interviewer bzw. Gesprächspartner einnehmen, glauben wir ja zu wissen, was zum Thema gehört und was nicht. Dies verleiht dazu, daß wir einerseits bei der Haupterzählung weniger aufmerksam und zurückhaltend sind und andererseits später an bestimmten Stellen – deren Bedeutung wir zu kennen meinen – zu wenig nachfragen. M.a.W.: Es geht um die fallspezifische Besonderheit.

senschaftliches Interview mit dem Ziel führen, eine Lebenserzählung zu evozieren, müssen wir also, ganz unabhängig davon, welche Lebensbereiche uns unter welcher Perspektive interessieren, die Regie bei der Gestaltung der Erzählung dem Biographen überlassen.

Die Gesprächsführung unterscheidet sich, abgesehen von den Fokussierungen im Nachfrageteil des Interviews, auch nicht danach, ob wir mehr an der Gegenwart oder eher an der Vergangenheit interessiert sind, d.h. ob wir als Oral-Historians oder als Familienangehörige etwas über die Vergangenheit der AutobiographInnen im Nationalsozialismus erfahren möchten oder ob wir als SoziologInnen und PsychologInnen eher deren heutigen Umgang damit rekonstruieren wollen. Erzähltes basiert – wie ich zu verdeutlichen versucht habe – auf der wechselseitigen Beziehung zwischen dem damals Erlebten und seiner heutigen Darbietung im Akt der Zuwendung. Um etwas über die Vergangenheit zu erfahren, müssen wir der Gegenwart des Erzählens Rechnung tragen und ebenso müssen wir – umgekehrt – die Vergangenheit kennenlernen, wenn wir verstehen wollen, wie die Autobiographen heute damit leben. Nur wenn wir die erlebte Lebensgeschichte in ihrer Erfahrungsaufschichtung rekonstruieren haben (vgl. Kap. 6.2), wird auch der gegenwärtige Umgang des Biographen, seine heutige Verarbeitung und Deutung der Erlebnisse interpretierbar: »Ohne den lebensgeschichtlichen Ereignis- und Erfahrungsrahmen für die eigentheoretischen Wissensproduktionen des Biographieträgers zu kennen, ist es unmöglich, den Stellenwert autobiographischer Theorieproduktionen für den Lebensablauf zu bestimmen.« (Schütze 1983:286) Und umgekehrt können wir formulieren: Ohne Kenntnis über die Perspektivität der erzählten Lebensgeschichten, d.h. über die Struktur der gegenwärtigen Zuwendung des Erzählers zu seinen Erinnerungen, die die thematischen Felder seiner Präsentation mitkonstituiert, können wir die vergangenen Erfahrungen des Autobiographen nicht rekonstruieren.

Die unvermeidbare Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart muß also, ebenso wie die prinzipielle Differenz zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte, nicht erst bei der Auswertung (s.w.u.), sondern bereits bei der Gesprächsführung berücksichtigt werden. Nehmen wir an, wir seien an den Kriegserlebnissen aus dem Zweiten Weltkrieg interessiert, unser Gesprächspartner, der über dieses Anliegen bei der Kontaktaufnahme informiert wurde, beginnt das Gespräch jedoch mit längeren Ausführungen über seine Arthritis. Wir könnten meinen, dies gehöre nicht zum Thema, und nun versuchen, ihn zur Erzählung seiner Kriegserlebnisse zu bewegen. Doch seine regenwärtigen leiblichen Behinderungen, die Ängste vor der nächsten

Schmerztaube, können entscheidend seine biographische Gesamtsicht determinieren, d.h. die Art und Weise, wie er sich seinen Kriegserlebnissen zuwendet. Die Bestände seines thematischen Feldes könnten alle Erlebnisse im Zusammenhang mit Krankheit, Verwundung oder Tod sein oder aber – und damit für uns weniger als mit der Arthritis in Verbindung stehend erkennbar – all jene Erlebnisse, bei denen er sich körperlich besonders fit und unbehindert fühlte. Jedes einzelne Thema seiner Erzählung würde sich vor dem Hintergrund seiner gegenwärtigen leiblichen Beschädigung darbieten. Verstehen wir seine Ausführungen über die Arthritis dagegen nicht als zum Gespräch gehörig (und transkribieren wir sie später dann auch nicht) und hindern den Autobiographen an weiteren Ausführungen, signalisieren wir ihm nicht nur ein Desinteresse an seiner schwierigen Lebenslage – tragen damit also keineswegs zu einer vertraulichen und dichten Gesprächsatmosphäre bei –, sondern wir gefährden auch die Chance, die strukturierenden Regeln seiner Kriegserzählung rekonstruieren zu können. Es bliebe uns verschlossen, daß die vielen Geschichten über verwundete Soldaten Ausdruck seiner gegenwärtig beschädigten Leihlichkeit sind und erst durch sie nachträglich eine besondere biographische Relevanz gewinnen. Außerdem wäre es möglich, daß der Autobiograph, der ja unser Gesprächsinteresse kennt, einen Zusammenhang sieht zwischen seiner Arthritis und seinem Einsatz als Soldat in Rußland, seinen Erfrierungen an Händen und Füßen und seiner jahrelangen Mangelernährung in französischer Gefangenenschaft, daß er also das Interview mit dem Thema: »Spitfolgen des Krieges« beginnt. Bei einem interpretativen Vorgehen, bei dem wir unsere Interviewpartner als Experten ihres Lebens und ihres Alltags verstehen, gilt daher für den Interviewer wie später auch für den Interpreten des Textes die methodische Grundregel, zunächst grundsätzlich von einer thematischen Verbindung einzelner Sequenzen mit dem Hauptthema – die dem Autobiographen kennenswegs bewußt sein muß – auszugehen.

Unser Beispiel läßt sich nun auch umgekehrt für eine Soziologin konstruieren, die an der Krankengeschichte der Arthritis und nicht an Kriegserlebnissen interessiert ist. Begünne der Biograph das Gespräch mit der Erzählung seiner Kriegserlebnisse und die Interviewerin intervenierte, könnte sie damit die Möglichkeit verschonen, dessen implizite Krankheitsstheorie kennenzulernen. Sie würde damit auch verhindern, daß dem Autobiographen mit dem Erzählen dieser Zusammenhang selbst bewußt würde. Im Akt des Erzählens könnte er nämlich diese Sicht seiner Krankheit entwickeln, die für ihn kein Bestandteil einer von Erzählungen losgelösten Theorie ist und damit auch nicht in der Art abgefragt werden kann: »Was meinen Sie, wie es dazu

kommt, daß Sie an Arthritis erkrankten?« Bei der Analyse von Interviews und der Konstruierung von theoretischen Kommentaren der Erzähler mit ihren Erzählungen zeigt sich auch immer wieder, »daß die Menschen sehr viel mehr von ihrem Leben wissen und darstellen können, als sie in ihren Theorien über sich und ihr Leben aufgenommen haben. Dieses Wissen ist den Informanten auf der Ebene der erzählerischen Darstellung verfügbar, nicht aber auf der Ebene von Theorien« (Hermanns 1991: 185).

Steuern wir zu früh, d.h. bevor uns als Zuhörer die Bedeutung von bestimmten Themen für den Autobiographen überhaupt nachvollziehbar sein kann, gegen die durch ihn gesetzten Themen, kann dies Kommunikations- und Verstehensschwierigkeiten zur Folge haben. Der Autobiograph kann antwortweise auf das geforderte Thema eingehen und dennoch bei seinem eigenen bleiben. Dann können diese beiden Figuren, die Figur seines thematischen Feldes und die Figur unseres thematischen Feldes derart ineinander übergleiten, daß wir dies als Zuhörer kaum bemerken und selbst bei der Auswertung nur schwer rekonstruieren können, was zu welcher Figur gehört. Nicht nur, daß wir dann nicht er messen, welche Themen überhaupt eine biographische Relevanz für den Autobiographen haben, die Verwicklungen können viel weiterreichender sein. Verdientlichen wir dies an einem Beispiel: Gerhard Heim, der sich als Veteran des Ersten Weltkrieges zu einem Interview gemeldet hatte, begann seine Lebenserzählung mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und seiner Flucht aus dem Metteland. Da ich damals noch glaubte, es wäre besser, der Autobiograph erzähle in der temporalen Reihenfolge der Erlebnisse, unterbrach ich ihn: »Können Sie vielleicht erstmal mit der Kindheit und dann mit dem Ersten Weltkrieg zu erzählen anfangen?« Herr Heim ging auf diese Bitte ganz knapp ein, erzählte auch von einer Flucht während des ersten Weltkrieges und kam dann – ohne daß ich dies zunächst bemerkte – wieder auf seine Flucht 1945 zurück. Stellenweise verstand ich überhaupt nicht mehr, um was es ging, da ich die Geschichten in einen völlig anderen historischen und lebensgeschichtlichen Kontext einbettete. Als mir dann deutlich wurde, daß Herr Heim bereits seit einiger Zeit über die Flucht 1945 sprach, konnte ich in der Gesprächssituation retrospektiv nicht mehr rekonstruieren, welches von den bereits erzählten Erlebnissen nun zu welcher Periode gehörte.

Gehen wir nicht von einer Identität des Themas aus, also von einem invariablen Bedeutungskern unabhängig von seiner Einbettung in thematische Felder, bedeutet die Einbettung eines Themas in einen anderen Rahmen die Zerstörung seiner Bedeutung im Einstellungskontext. Das Zerstörungs-

potential von Interventionen, mit denen Themen gesetzt werden und generell von Zwischenfragen bei der Gestaltbildung in der Haupterzählung beeinflusst sich daran, ob sie sich a) auf das Thema beziehen oder b) auf andere Bestände des thematischen Feldes oder gar c) auf Randgegebenheiten. Dieses Gegensteuern bei der Themensetzung und der Feldbildung kann zu einer unauflösbaren Zerstörung der Figuren führen, die der Autobiograph ohne unsere Intervention gezeichnet hätte. Mögen auch diese Interaktionsprodukte, d.h. die gemeinsame Konstruktion eines thematischen Feldes durch Interviewer und Autobiographen, interessante und für die Interpretation aussagekräftige Phänomene über das Interaktionsverhalten von beiden zulänge fördern, läuft es dennoch der Intention, eine Lebenserzählung zu evozieren, und einer späteren biographischen Analyse zuwider. Wenn wir nicht nur am Kommunikationsverhalten unserer Befragten interessiert sind, sondern auch an ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und daran, wie diese sich ihnen heute darbieten, sind wir auf autonom gestaltete Lebenserzählungen angewiesen. Im Nachfrageteil des Interviews haben wir noch genügend Raum, um Interaktionsprozesse mit unseren Gesprächspartnern – im Sinne eines gemeinsamen Kreierens einer biographischen Sicht auf ihr Leben – zu initiieren. Was haben wir denn damit gewonnen, wenn wir mit dem Missverständnis zwischen Herrn Heim und mir zeigen können, daß für Herrn Heim die Flucht im Zweiten Weltkrieg lebensgeschichtlich eine höhere Relevanz als seine Flucht im Ersten Weltkrieg hat und er sich mit seinen Interessen im Gespräch durchsetzen kann? Dies könnte auch der Nachfrageteil des Interviews deutlich machen. Interviewer wir bereits bei der Haupterzählung verschonen wir außerdem die Möglichkeit zu sehen, ob und wie der Autobiograph selbst den Bogen zu dem für uns relevanten Thema schlägt; d.h. welche thematischen Verknüpfungen für ihn mit dem Ersten Weltkrieg bestehen.

Dies bedeutet nun nicht, daß generell Interventionen abzulehnen sind, sie sollten nur nicht zu früh und unüberlegt einsetzen. So führte ich z.B. ein Interview mit einem Mann, der höchstwahrscheinlich während des Zweiten Weltkrieges als Zugführer bei den Transponen der Juden in die Vernichtungslager im Einsatz war. Der Autobiograph erzählte etwa eine Stunde lang seine Lebensgeschichte bis zu dem Zeitpunkt, als er, anstatt zur Wehrmacht eingezogen zu werden, als Zugführer Transporte nach Polen begleitete. Dann begann er, über die gesundheitstfördernde Wirkung von Bienennäpflern zu reden. Ungefähr 10 Minuten wartete ich darauf, daß er von selbst auf seine Lebenserzählung zurückkommen würde. Die Ablenkungsfunktion seiner Ausführungen war mir dann ebenso bewußt wie die Gefahr, daß er mir nichts

mehr über seine Zeit als Zugführer erzählen würde, und ich forderte ihn mehrmals auf, über die Kriegsjahre zu erzählen. Bezeichnenderweise gelang es mir in diesem Fall nicht. Meine Interventionen waren dennoch für die Fallanalyse von Bedeutung, da sie das Fallspezifische dieses Autobiographen erkennen ließen, der sich zwar zu einem Interview bereit erklärte, jedoch nicht über die ihn belastenden Jahre während des Nationalsozialismus sprechen wollte und Fragen danach zu vermeiden wählte.

Aufgrund der bisherigen Überlegungen läßt sich nun das erste und wichtigste Prinzip für die Initiierung einer Lebensgeschichte formulieren: Wir müssen dem Autobiographen *Raum zur Gestaltentwicklung* geben. Folgen wir der Annahme, daß einzelne Sequenzen einer biographischen Selbstpräsentation, ob nun die Erzählung einer Geschichte oder eine argumentative Sequenz, in ihrer manifesten und latenten Bedeutung für den Biographen nur in ihren Verweisungen auf das sie umgebende thematische Feld erfüllt werden können, müssen wir dem Autobiographen auch die Möglichkeit zur Gestaltung dieses Raumes geben. Die Bedeutung einzelner Episoden einer Lebensgeschichte werden sowohl in ihren damaligen Erleben wie auch in ihrer heutigen Darbietung erst im Wie ihrer Positionierung innerhalb der biographischen Selbstpräsentation rekonstruierbar. Wie der Autobiograph seine Präsentation gestaltet, worüber er erzählt, was er ausfällt und in welche thematische Felder er welche biographischen Erlebnisse einbettet, gibt uns Aufschluß über die Struktur seiner biographischen Selbstwahrnehmung und die Bedeutung seiner Lebenserfahrungen. Bei all den diskutierten Fallbeispielen in den vorangegangenen Kapiteln war die Analyse sowohl der aktuellen biographischen Strategien, mit denen die Autobiographen ihre brüchigen Lebenswege zu reparieren versuchen, als auch der biographischen Bedeutung ihrer Erlebnisse nur auf der Basis einer autonomen Gestaltung der Lebenserzählung möglich. Ob es die Selbstpräsentation von Hans Grün war, der seine homosexuelle Lebensgeschichte von seiner hingerichteten abspaltet (Kap. 4.4.2), oder die von Abraham Jarok, der sein Leben in Deutschland von dem in Israel zu trennen versucht (Kap. 4.4.4) – diese Mechanismen ihrer biographischen Selbstpräsentation wurden nur dadurch deutlich, daß die Interviewer nicht vorzeitig intervenierten. Hans Grün hätte ja während seiner ersten Erzählung über seine »hingerichtete Biographie« gefragt werden können: »Und wann war *Dein Coming-Out?*« oder Abraham Jarok bei der Erzählung über seine Eltern: »*Haben Ihre Eltern überlebt?*« Einmal davon abgesehen, daß diese Fragen kaum Erzählungen, sondern eher Argumentationen evozieren, ist gegen sie nichts einzuwenden, entscheidend ist nur, wann sie im Verlauf

eines Gesprächs gestellt werden. Wenn wir sie bei der Haupterzählung des Autobiographen nicht zurückhalten, strukturieren wir damit nicht nur entscheidend seine Darstellung, wir vergeben auch die Chance zu sehen, ob, wann und wie er selbst diese Details einführt. Nehmen wir das Beispiel von Abraham Jarok, der in seiner Erzählung über sein Leben in Palästina nach seiner Vertreibung aus Deutschland, 1938, seine dort zurückgebliebenen Eltern zunächst nicht mehr erwähnte. Er erzählte dagegen über sein glückliches Leben im Kibbuz. Die Eltern und seine Vermutung, daß sie emigriert wurden, tauchen in seiner Darstellung erst bei der Erzählung über die Begegnung mit der aus Treblinka geflohenen Jüdin im Jahre 1944 wieder auf. Diese Struktur seiner biographischen Selbstpräsentation entspricht seiner damaligen Unbekümmertheit über das Nachkommen der Emigranten und seiner Abwehr gegenüber allen Informationen über den Völkermord in Europa. Hätten wir ihn dagegen z.B. schon bei der Erzählung über seine Ausreise aus Deutschland gefragt: »*Und konnten Ihre Eltern nachkommen?*«, hätten wir nicht nur die Chance vertan, diese Struktur manifest werden zu lassen. Herr Jarok wäre bereits hier unter Legitimationsdruck geraten, seine Schuldgefühle wären hier schon aktualisiert worden, er hätte vermutlich nichts mehr über die glückliche und optimistische Zeit im Kibbuz erzählt – dafür fühlt er sich ja retrospektiv schuldig –, und vielleicht hätte er das Gespräch schon an dieser Stelle abgebrochen.

Wollen wir nicht schon bei der Gesprächsführung der Erfahrer der Subsumierung von Sequenzen unter unser Relevanz- und Kategoriensystem erliegen, die bei der späteren Analyse noch zuzunehmen müssen wir die Regie zur Gestaltung der biographischen Selbstpräsentation dem Autobiographen überlassen. Mit der beliebigen Unterbrechung durch Fragen nach weiteren Details oder gar nach anderen Bereichen der Lebensgeschichte, die meist auf der Unfähigkeit zum Zuhören und der Überheblichkeit basieren, besser als die Gesprächspartner zu wissen, was zum Thema gehört, übernehmen dagegen wir als InterviewerInnen die Gestaltung der biographischen Selbstpräsentation. Intervenieren wir mit Fragen, so gehen wir damit eine Themenentwicklung und eine Orientierung an Relevanzen vor, die sich nicht mit denen des Autobiographen decken müssen. Bereits kleine Interventionen, wie z.B. die Frage nach dem Zeitpunkt des Erlebnisses (*«In welchem Jahr war das?»*), kann schon weitreichende Folgen haben. Ein Autobiograph, der seine biographischen Daten mühsam rekonstruiert hat, dem Interviewer nun ein Interview an den »objektiven« Rahmenbedingungen unterstellt und im folgenden diesem gerecht zu werden versucht, wird dadurch aus dem Erzählfluß ge-

bracht. Anstelle sich ohne besondere Aufmerksamkeitsleistung dem Fluß seiner Erinnerungen weiterhin überlassen zu können, hält er nun immer wieder inne und versucht, das Datum seiner Erlebnisse zu rekonstruieren.

Die mit der autonomen Gestaltung der Lebenserzählung verbundene *Förderung von Erinnerungsprozessen* wird vertan, wenn wir intervenierende Fragen stellen, anstatt uns zurückzuhalten. Jede Frage unterbricht den Fluß der Erinnerungen und fordert zu einer Orientierung an den Relevanzen des Interviewers auf. Damit wird der Erinnerungsprozeß für den Erzähler mühsam: Er kann nicht darüber erzählen, was ihm aus dem Gedächtnis vorstellig wird, sondern muß sich auf die Suche nach Erinnerungen machen, die den Interviewer interessieren. Entspricht die Erwartung des Interviewers nicht den vorstellig werdenden Erinnerungseinheiten, wird der Autobiograph das Erzählschema aufgeben. An die Stelle von Erzählungen treten Berichte und Argumentationen, die seine heutigen Überlegungen zu den damaligen Erfahrungen wiedergeben. Je mehr er sich an den Fragen des Interviewers orientiert, um so weniger kann er sich von Erlebniseinheit zu Erlebniseinheit seines Erinnerungsstroms gleiten lassen und Geschichte auf Geschichte erzählen, da er nicht sicher ist, ob sie den Interessen des Interviewers entsprechen. Wir können regelrecht von einer negativen Korrelation zwischen Erzähllänge und intervenierenden Nachfragen ausgehen. Bei Interviews, die zwar mit einer Erzählauforderung eingeleitet wurden, bei denen der Informant jedoch immer wieder mit Detaillierungsfragen zum bereits Erzählten (*«Wann war das?»*, *«Wo war das?»*, *«Was haben sie dabei gefühlt?»* etc.) oder gar mit Fragen zu anderen Erlebnissen unterbrochen wird, zeigt sich, wie von Frage zu Frage die Erzählsequenzen kürzer werden und der Autobiograph von der Darstellungsebene der Erzählung zu der des knappen Berichts und der Argumentation wechselt. Zunehmend orientiert er sich am Interviewer und seinen Fragen, bis dann irgendwann das Frage-Antwort-Schema etabliert ist. Können die Gesprächspartner dagegen ohne Interventionen erzählen, ergibt sich das umgekehrte Phänomen: Von Geschichte zu Geschichte werden die Erzählungen detaillierter, aus dem Gedächtnis des Erzählers tauchen mehr und mehr Einzelheiten und Erlebnisse auf. Spiert der Erzähler, daß wir ihm interessiert, aufmerksam und verständnisvoll zuhören, kann er sich zunehmend unkontrolliert seinem Erinnerungsstrom überlassen. Er beginnt damit, ein thematisches Feld, einen Erinnerungsrahmen zu kreieren, der ihm immer mehr Bestände aus dem Gedächtnis vorstellig werden läßt. Während ein Erzähler am Anfang einer Lebenserzählung vielleicht noch überlegen muß, was er aus seinen Erinnerungen auswählt, was zum Thema gehört bzw. was

für den Interviewer interessant sein könnte, fällt mit einsetzenden Erzählflüß diese Selbstkontrolle zunehmend nach. Manchmal wird er sich auch rückversichern und den Interviewer explizit fragen: »Ist das für Sie denn überhaupt von Interesse?« oder »Das gehört ja nicht zum Thema.« Bestätigt ihn dann der Interviewer: »Mich interessiert alles, was für Sie wichtig ist.« oder »Zum Thema gehören die Ergebnisse, die für Sie wichtig waren«, kann sich der Erzähler seinen Relevanzen überlassen. Ebenso sichert sich der Erzähler mit Pausen und Blickkontakt ab, ob den Zuhörer die von ihm eingeschlagene Erzähllinie noch interessiert. Steht der Interviewer dann eine Frage, die an der thematischen Fokussierung des Befragten oder gar an seinem thematischen Feld vorbeigeht – und die Wahrscheinlichkeit dazu ist nicht allzu gering –, ansieht mit aufmunternden parasprachlichen Signalen zur Weitererzählung aufzufordern, beginnt der Erzähler dementsprechend seine Fokussierungen zu modifizieren oder wechselt sogar in ein anderes thematisches Feld.

Aufmerksames Zuhören unterstützt eine Erzählung also weit mehr als jede Frage. Es entsteht damit auch mehr an Vertrauen und an wechselseitiger Nähe als in einem Frage-Antwort-Dialog. Mit dem Zuhören lassen wir uns auf die Individualität unseres Gesprächspartners ein. Je mehr wir von einem Menschen erfahren, um so näher kommt er uns und um so mehr können wir ihn in seinem So-Sein auch verstehen. Mit aufmerksamem Zuhören vermitteln wir dem Erzähler, daß wir ihn mit seinen Erfahrungen ernst nehmen, daß uns sein Leben interessiert und wir ihn nicht nur zur Auskunft über bestimmte Phänomene benutzen. Selbst Interviewer, die bei Beginn des Gesprächs noch ziemlich mitdistanziert sind, nicht wissen, ob sie sich dem Gesprächspartner anvertrauen können, lassen sich mehr von einem unerstitzenden Zuhören des Interviewers überzeugen als von irgendwelchen Erklärungen über seine Person und seine Forschung in der Warming-up Phase des Gesprächs. Vertrauen wird – neben der Offenheit der Interviewer über ihre eigenen biographischen Motive für die Untersuchung – hauptsächlich durch Zuhören können und damit verbunden – dem Sich-Einlassen auf den Biographen hergestellt. Die sich während der Lebenserzählung vollziehende Interaktion und die entstehende Nähe zwischen Erzähler und Zuhörer fördern damit auch die Offenheit des Erzählers und führen zur *Verbalisierung heikler Themenbereiche*. Der Erzähler fühlt sich angenommen und für seine Ergebnisse nicht verurteilt, dies ermutigt ihn dann, auch Heikles anzusprechen.

Das Gefühl, angenommen zu werden, beruht auf einem wechselseitigen Prozeß zwischen Erzähler und Zuhörer und nicht auf einem vermeintlichen Eindruck des Erzählers. Aufmerksames Zuhören bewirkt nämlich auch beim

Interviewer selbst, daß er den Autobiographen mit seinen Erfahrungen, seinem individuellen Lebensweg annehmen und verstehen kann. Wenn wir die Geschichte eines Menschen kennenlernen, können wir uns in ihn hineinversetzen und haben weit mehr Empathie für ihn, als wenn wir nur von einzelnen Handlungen wissen, die für uns problematisch oder gar verurteilenswert sind. Die während einer Lebenserzählung entstehende zwischenmenschliche Nähe ist keine, die instrumentell hergestellt wird, nur auf Technik beruht und, wie uns von manchen Seiten vorgeworfen wird, den Autobiographen zu Enthüllungen verführt, die er selbst gar nicht beabsichtigt. Diese Nähe entsteht im Interaktionsprozeß auf beiden Seiten. Einmal vorausgesetzt, wir SozialwissenschaftlerInnen sind keine sensationshungrigen Neurotiker, die sich am Leid anderer Menschen weiden, so dient das sensible Eingehen auf traumatische, peinliche und schuldbehafte Ergebnisse des Autobiographen weniger unserm sozialwissenschaftlichen Interesse als vielmehr dazu, ihn mit diesen Erfahrungen anzunehmen und ihm bei ihrer Verbalisierung zu helfen. Wie an anderer Stelle bereits betont (vgl. Kap. 5.2), sind es häufig genau diese heiklen Bereiche, die die Biographen latent zu einem Interview motivieren. Und so ist es für sie dann auch eine Erleichterung – vorausgesetzt, die Zuhörer können es auch annehmen –, dieses Heikle ausgesprochen zu haben. M.E. schuldten wir einem Menschen, den wir zur Erzählung seiner Lebensgeschichte oder von Phasen seines Lebens motivieren, diese Hilfeleistung auch und können nicht die Haltung einnehmen, nur von den weniger belastenden und angenehmen Ergebnissen hören zu wollen.

Um den bisherigen Überlegungen zur Gestaltentwicklung, Förderung von Erinnerungsprozessen und heiklen Themenbereichen gerecht zu werden, bedarf es einer *thematisch und zeitlich offenen Erzählauforderung*. Weil die vom Autobiographen autonom gestaltete Haupterzählung im Verlauf zunehmend dichter wird und sich mehr und mehr an den eigenen Relevanzen des Biographen orientiert, sollten wir bei einer Erzählauforderung, die einen Anfangspunkt setzt, diesen so wählen, daß er noch vor der uns hauptsächlich interessierenden Lebensphase liegt. Ebenso ist zu bedenken, daß wir keinen Endpunkt bei der Erzählauforderung vorgeben sollten, der zeitlich in einer belastenden Lebensphase der Vergangenheit verankert ist. Für die Autobiographen ist es vielmehr wichtig, daß sie sich aus dieser Zeit herauszerählen können (vgl. Kap. 5.2). Beabsichtigen wir z.B. eine medizinsozioologische Studie zum Thema: »Biographische Bearbeitung der Diagnostizierung einer chronischen Krankheit« durchzuführen, ist eine Erzählauforderung wie die folgende wenig hilfreich: »Mich interessiert Ihre Krankheitsgeschichte. Viel-

Erzählungen. Sie einmal da an zu erzählen, als Ihre Krankheit festgestellt wurde und erzählen dann noch bis zu den ersten schweren Krankheitsstößen und Ihrer Erblindung.« Hielte sich der Autobiograph an diese Vorgabe, würde er kaum etwas über die Erfahrungen erzählen, die vor dem Erlebnis der Diagnostizierung liegen, aber darauf Einfluß genommen haben.⁵ Das Erleben jener Situation, in der ihn der Arzt die Diagnose mitteilte, ist jedoch, wie jedes andere Erleben, durch die spezifische biographische Vergangenheit mitkonstituiert. Wollten wir ein Erlebnis aus der Perspektive des Erlebenden verstehen, müssen wir die Geschichte, die darauf hinliefert, ebenfalls kennen. Diese Einsicht schließt letztlich ja auch eine Auswertung aus, die auf einzelne Episoden bezogen bleibt, und führt uns zu einer biographischen Analyse. Die Vorgabe eines Erzählbeginns wie: *»Vielleicht fangen Sie an zu erzählen, als Sie zum ersten Mal irgendwelche Symptome bemerkten«* würde schon eher die Erzählung der Vorgeschichte ermöglichen. Auch ein gesetztes Ende wie *»und erzählen Sie doch bis zum heutigen Tage, und wie Sie sich auf Ihre Krankheit eingestellt haben«* würde selbst einer kranken Erzählerin, deren Gegenwart sehr problematisch ist, eher aus einem heißen Themenbereich – wie z.B. ihrer Erblindung – wieder heraushelfen als das im vorhergehenden Beispiel vorgeschlagene Erzählende. Ebensowenig würde ich AutobiographInnen bitten, bis zum Kriegsende 1945 zu erzählen, da weder diese Zeit von Verfolgten des Nazi-Regimes noch von den Mitläufern und Tätern leicht und unbeschwert erlebt worden ist.

Wir können in der Offenheit der Erzählauforderung, jedoch noch weitergehen, wenn wir bedenken, daß eine vorgegebene Konzentration auf einen biographischen Strang – wie die Krankheitsgeschichte oder die Berufsbiographie – oder auf eine Lebensphase – wie die Kriegsjahre oder die Jugend – dem Biographen die Möglichkeit verwehrt, diesen Lebensbereich im Prozeß der Erzählung in seine gesamte Lebensgeschichte einzubetten und damit selbst besser zu verstehen und uns verständlicher zu machen. Eine Erzählauforderung ohne Themenschränkung ist damit für eine biographisch-interpretative Analyse die konsequenterste. Wir könnten einer an Multipler Sklerose erkrankten Biographin z.B. mit folgender Formulierung um die Erzählung bitten: *»Wir interessieren uns für die Lebensgeschichte von Menschen mit einer chronischen Krankheit. Wir möchten Sie bitten, uns Ihre*

5 Nicht all zu selten wurden strukturell ähnliche Erzählauforderungen in unseren Interviews jedoch von den Befragten etwas durchbrochen, indem sie z.B. auch explizit meinten: *»Dann muß ich aber erst die Vorgeschichte erzählen.«*

Lebensgeschichte zu erzählen, also nicht nur von Ihrer Krankheit zu berichten, sondern über all die Erlebnisse, die für Sie wichtig waren.« Mit dieser Erzählauforderung würden wir unser Thema vorgeben und damit sicherstellen, daß die Erzählerin darauf eingeht, dennoch ließen wir genügend Raum zur Erzählung anderer biographischer Stränge. Die darauf folgende Erzählung könnte verdeutlichen, welchen Stellenwert die Krankheit im Leben der Autobiographin einnimmt, an welchen Stellen sie sie mit anderen biographischen Strängen verknüpft und wo sie versucht, lebensgeschichtlich den Beginn ihrer später diagnostizierten Krankheit zu lokalisieren.

Noch besser wäre, wir würden unser Interesse an der chronischen Krankheit überhaupt unerwähnt lassen. Je nachdem wie die Kontaktaufnahme verläuft, benennen wir meist da schon unser Interesse, bzw. eine Maßnahme des Befragten läßt sich nur schwer vermeiden. Kommt der Kontakt z.B. über eine Selbsthilfegruppe von MS-Kranken zustande, ist dem Befragten schon ein bestimmtes thematisches Interesse offenkundig. Wir können auch kaum einen Holocaust-Überlebenden um ein Interview mit der Erklärung bitten, uns würden ganz allgemein die Lebensgeschichten von Menschen interessieren. Allerdings können wir ihm im Interview versichern, daß uns nicht nur seine Verfolgungserfahrungen interessieren, sondern seine gesamte Lebensgeschichte.

Weshalb ist es denn vorzuziehen, dem Interviewten schon bei der Haupterzählung unser Thema aufzuerlegen, anstatt – falls er nicht von sich aus darauf eingeht – im Nachfrageteil danach zu fragen? Für eine biographische Analyse, bei der rekonstruiert werden soll, wie die Autobiographen mit ihrer Krankheit leben, wäre es ja gerade besonders interessant, wenn sie davon kaum etwas in ihrer Haupterzählung erwähnten. Wir könnten dann bei der Analyse dieser Lebenserzählung der Frage nach der biographischen Funktion dieser Dehnmusterung nachgehen. Wollten wir erfahren, wie jemand einen bestimmten Bereich seines Lebens, ob nun eine chronische Krankheit oder seine Kriegserlebnisse, erlebte und heute damit lebt, eröffnet uns deren Einbettung in sein biographisches Gesamtkonzept – und im Extremfall deren Verbleib im untermathematischen Rand – einen Weg zur Rekonstruktion der Bedeutung für den Autobiographen. Die methodologische Konsequenz einer gestaltungstheoretisch-phenomenologischen Betrachtung von Erlebnis, Erinnerung und Erzählung bedeutet, die jeweils inhärenten Verweisungen bei den einzelnen Erzähleinheiten sowie die im Verwendungszusammenhang ausgestalteten Abschlüsse und Einbettungen in das Gesamte zu rekonstruieren und eben nicht unsere Rahmen überzustülpen. Dies gilt sowohl für die Analyse des Erlebens

ehrer »innerer Vorgänge«, wie das Erlebnis einer Krankheit, als auch für die Analyse des Erlebens eher »äußerer Vorgänge«, wie historischer Kollektiv-Ereignisse. Gehen wir von einer unaufhebbaaren Wechselbeziehung zwischen Ereignis und Erlebnis aus (vgl. Kap. 2.3.1), wird eine derartige dualistische Sicht von Innen und Außen ohnehin obsolet. Ob wir nun etwas über das Erleben einer Krankheit oder das Erleben des Kriegsendes wissen möchten, wir erfahren ausschließlich, wie sich diese Erfahrungen dem Erlebenden darbieten – denn andere Quellen sehen uns nicht zur Verfügung, da Erleben an Subjekte gebunden ist –, und erhalten kein Abbild von dem, wie es »wirklich« war. Weder ein Krankheitsverlauf noch die Kapitulation der deutschen Wehrmacht sind soziale Realitäten außerhalb des Erlebens (Rosenthal 1993a). Es scheint mir nötig, dies noch einmal zu unterstreichen, da wir eben auch als WissenschaftlerInnen unserem Alltagsverständnis ausgeliefert sind, nach dem die »äußeren Dinge« realer sind als die »inneren« und wir dabei zu überschauen tendieren, daß auch die äußere Welt eine soziale Konstruktion ist (vgl. Bertramffy 1966).

Aufmerksames und aktives Zuhören

Während der Haupterzählung bedarf es neben der Konzentration beim Zuhören, die auch für spätere Nachfragen vonnöten ist, der keineswegs zu unterschätzenden nonverbalen Unterstützung des Erzählers. Neben paraverbaleichen Reaktionen wie »Hm« oder »Ah« zeigen wir als Zuhörer insbesondere mit Mimik, Blickkontakt und Körperhaltung, daß wir aufmerksam zuhören und den Erzähler mit seinen Erlebnissen annehmen und zu verstehen versuchen. Dagegen sind Reaktionen des Desinteresses oder der Ablehnung – wie ein Kopfschütteln oder das aufmerksame Betrachten der Wohnzimmerumrichtung – so minimal sie auch sein mögen, gesprächshinderlich. Nichts ist einfacher, als mit einem falschen Blick oder einer falschen Bemerkung den Prozeß des Sich-Öffnens – insbesondere wenn es um schuldbehaltete oder traumatische Erlebnisse geht – abzubrechen.

Kommt es zu Stockungen in der Erzählung, sollte der Autobiograph durch solche Aufforderungen zum Weitererzählen ermuntert werden, die nicht ihrerseits neue Themen setzen, sondern ihn lediglich zum Fortfahren motivieren, wie z.B. folgende Fragen: »Wie ging es dann weiter?« oder »An was können Sie sich sonst noch erinnern?«

Neben dem eher passiven Zuhören können wir auch Techniken des »aktiven Zuhörens« aus der klientenzentrierten Gesprächsführung (Gordon 1977:

Rogers 1951; Schwäbisch/Siemens 1974: Kap. 6) einsetzen, um den Erzähler in seiner Erzählung zu unterstützen. So wirkt ein gelegentliches Paraphrasieren des Erzählten, d.h. die knappe Wiedergabe des Inhalts in eigenen Worten, Gesprächsfördernd. Der Interviewer zeigt damit, daß er das Mitgeteilte zu verstehen versucht. Um den selbst gesteuerten Erzählfluß nicht zu unterbrechen, setzen wir diese Technik während der Haupterzählung noch sehr sparsam ein bzw. nur bei Gesprächspassagen, die besonders schwierig für den Autobiographen sind. Bei schwierigen Passagen, in denen die Autobiographen von bedrückenden und schmerzhaften Erlebnissen erzählen, in denen auch Gefühle reaktualisiert werden, die Erzähler weinen, betroffen oder während dann auch mehr als nur eines aufmunternden »mh« oder nur einer Paraphrasierung. Mit dem »Verbalisieren von emotionalen Erlebnisinhalten« versucht der Zuhörer, auf die Gefühle, die er bei der Erzählung »herauslöst«, einzugehen und sie dem Erzähler zurückzuspiegeln. Anstatt den Erzähler mit Bemerkungen wie: »Es ist ja vorher« zu trösten oder gar mit einer Frage abzulenken, wird mit der Verbalisierung der verstandenen Gefühle wie: »Sie waren damals sehr wütend« oder: »Dies berührt sie heute noch sehr« die Tür zur weiteren Thematisierung geöffnet. Mit diesen »Türöffnern« zeigt der Zuhörer seine Bereitschaft, sich auf das Schwierige einzulassen und das Erzählte nicht als peinlich, unangenehm oder zu belastend abzuwehren. Dies hilft dem Autobiographen, über seine belastenden Erfahrungen zu sprechen und sie damit erträglicher zu machen. Gehen wir als Zuhörer dagegen nicht erzählaufordernd auf belastende Erinnerungen ein, sondern verhindern mit »Straßensperren« (Gordon (1977:51ff.), den gut gemeinten Tröstungen, Beschwichtigungen, Ratschlägen oder Themenwechseln, eine weitere Thematisierung, nehmen wir den Autobiographen mit seinen Schwierigkeiten nicht an und signalisieren ihm, daß es besser wäre, nicht weiter darüber zu sprechen bzw. derartige Probleme nicht zu haben.

Signalisiert uns der Erzähler, daß seine Erzählung beendet ist, können wir zum Nachfrageteil des Interviews übergehen. Unsere während der Erzählung notierten Stichpunkte zu Themen, die uns in ihrer Bedeutung unklar geblieben sind oder über die wir noch mehr wissen möchten, oder auch zu biografischen

6 Kurze Notizen für spätere Fragen sind bei langen Zuhörsequenzen, die manchmal über Stunden dauern, unbedingt vonnöten, da man insbesondere beim aufmerksamen Zuhören, das sich weniger auf Inhalte als auf Bedeutungen konzentriert, vieles vergißt, was noch interessant gewesen wäre.

phischen Erlebnissen und Lebensphasen, die der Autobiograph nur angedeutet hat oder unerwähnt ließ, dienen uns nun zur Entwicklung von *zahlen und erzählgenerierenden Nachfragen*. Die Entwicklung dieser Fragen, die auf dem Zuhören während der Haupterzählung basiert, kann als ein am Einzelfall entwerfener Interviewer-Leitfaden betrachtet werden. Ebenso wie die Interviewer-Zurückhaltung während der Haupterzählung ist dies eine recht anspruchsvolle Aufgabe für den narrativen Interviewer.

Die Nachfragen haben in gewisser Weise bereits die Funktion des »Abtestens« von Annahmen, die sich uns während der Haupterzählung aufdrängen. So beginnen wir bereits beim Zuhören darüber Vermutungen anzustellen, weshalb der Autobiograph bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse unerwähnt läßt, weshalb er so emotionslos über den Tod der Eltern spricht, weshalb er bei einem Lebensbereich einen so hohen Legitimationsdruck erkennen ließ oder weshalb er soviel über die ersten Jahre seiner Ehe erzählt. Unsere Nachfragen dienen dann zur weiteren Gewinnung von Aussagen, von denen wir annehmen, sie seien bei der Fallanalyse vonnöten. Bei diesen fallspezifischen Nachfragen kann uns daher auch kein noch so geschickter und durchdachter vorabentwickelter Leitfaden helfen, da er nur fallunabhängig nach Kategorien formuliert werden kann, die uns relevant erscheinen. Selbst wenn es für uns eine gewisse Stütze sein kann, fallunabhängig zu überlegen, wie wir bestimmte Erzählungen evozieren könnten, welche Themenbereiche und Lebensphasen wir in jedem Fall ansprechen möchten, sind unsere Vorüberlegungen zu Fragen – so offen sie auch sein mögen, und selbst wenn wir sie nicht ausformuliert haben – eher kontraproduktiv für eine Gesprächsführung, die sich am Relevanzsystem und den jeweiligen biographischen Erfahrungen und Erinnerungen des Erzählers orientiert. Auch wenn wir unsere vorab überlegten Nachfragen nicht als welche bezeichnen, die zwingend zu stellen sind, besteht die Gefahr, daß sie uns daran hindern, uns auf das Relevanzsystem und die Struktur unseres Gesprächspartners einzulassen.⁷ Zum einen verführt ein Leitfaden dazu, die vorab überlegten Fragen zu stellen, anstatt neue anhand der spezifischen Lebenserzählung zu entwickeln. Zum anderen besteht mit ihm die Tendenz, die erzählten Sequenzen unter unsere Vorüberlegungen zu subsumieren, sie also nach dem Kriterium »zuordbar oder nicht« zu hören, anstatt zu versuchen, ihr Thema und das sie umgebende thematische Feld zu verstehen und dies mit darauf zielenden Fragen weiter zu eruieren.

7 Vgl. die Diskussion zur Leitfadentechnik von Christel Hopf (1978).

Ein weiterer Vorteil eines an der Haupterzählung der Biographen orientierten Nachfragens ist, daß wir nach der Haupterzählung die Bedeutung bestimmter Fragen besser einschätzen können und nicht unterlegt in traumatische oder peinliche Lebensbereiche eingreifen. Für einen wie uns an die Lebensgeschichte von Abraham Jarok, der seine Eltern im Holocaust verlor, während er in Palästina voller Enthusiasmus im Kibbutz lebte und arbeitete. Nach seiner Erzählung über jene Nacht, in der er von Treblinka erfuhr und die – wie er selbst meint – sein Leben veränderte, ist der für ihn so schuldbehundene Tod der Familie für den Zuhörer nachvollziehbar, und dessen Vertiefungsfragen können entsprechend sensibel sein. Nehmen wir einmal an, wir würden das Interview im Rahmen eines Forschungsprojekts über Migrationsprozesse führen und uns interessierte insbesondere das Erleben der ersten Jahre im neuen Land. Nach der Lebenserzählung könnten wir dann, anstatt eine fallunabhängige Frage wie: »Wie erging es Ihnen nach der Emigration aus Deutschland?« zu stellen, Herrn Jarok lediglich bitten, etwas über die ersten Jahre im Kibbutz zu erzählen. Nach der Haupterzählung würden wir zudem, daß wir mit unseren Fragen die Verbindung zur Shoah zunächst meiden sollten. Uns wäre bewußt, daß z.B. eine Frage wie: »Haben Sie während des 2. Weltkrieges im Kibbutz über die Judenverfolgung in Europa gesprochen?« bei Herrn Jarok Legitimationen über seine Unbekümmertheit hervorufen würde und er damit im folgenden vermutlich nicht mehr über sein Leben in jener Zeit erzählen würde. Bevor wir also diese Frage stellen, würde es sich empfehlen, zunächst Herrn Jarok zu bitten: »Können Sie mir noch etwas mehr über Ihr Leben im Kibbutz in den ersten Jahren, als Sie hier ins Land kamen, erzählen?« Diese offene Erzählauforderung ermöglicht weiterhin, daß Herr Jarok vielleicht auf ethische Detailfragen, die uns noch interessieren, von selbst zu sprechen kommt. Ganz allgemein gilt: Je offener wir eine Erzählauforderung formulieren, um so mehr Fragen erübrigen sich im folgenden. Daher bietet es sich auch an, die Fragen in der Reihenfolge unserer Notizen, d.h. entsprechend der Abfolge der Haupterzählung, zu stellen. Nicht selten und vor allem, wenn sich das Erzählschema etabliert hat, beghbt sich der Erzähler mit der Beantwortung der Frage wieder in die sequentielle Gestalt seiner Lebenserzählung und schildert im folgenden detailliert einige jener Erlebnisse und Lebensphasen, auf die sich unsere weiteren Stichpunkte beziehen.

Um die Technik der sensiblen und erzählgenerierenden Nachfragen, die nur im Kontext von konkreten Interviews entwickelt werden können, weiter zu veranschaulichen, sei noch ein anderes Projektinteresse, nämlich: »Anti-

sentismus in den 30er Jahren in Deutschland«, am Beispiel von Herrn Jarok durchgespielt, der bis zum sechszehnten Lebensjahr in Deutschland lebte und noch vor dem Novemberprogramm das Land verließ. Nehmen wir einmal an, Herr Jarok hätte uns in seiner Haupterzählung nichts über Antisemitismus erzählt. Die wohl gängigste Nachfrage, die man an dieser Stelle einbringen könnte, wäre: »*haben Sie in Ihrer Kindheit und Jugend in Deutschland Antisemitismus erlebt?*« Folgende Antwort auf eine derartige Frage wäre für einen aus Deutschland vertriebenen Juden nicht untypisch:

»Wissen Sie, im Verhältnis zu dem, was später geschah, als ich bereits in Palästina war, ist das nicht der Rede wert. Ich hab auch die Reichskristallnacht nicht mehr miterlebt. Abgesehen von den paar Nazi-Lehrern in der Schule und den Schmutzereien an Schaufenstern war da noch nicht viel. Händen wir damals gewußt, was auf uns zukam, wären meine Eltern doch sofort auch ausgewandert.«

Abgesehen davon, daß diese Frage einen heiklen Bereich von Abraham Jaroks Leben trifft, birgt sie noch zwei weitere strukturelle Probleme: a) Sie zielt auf Erfahrungen, die vom Autobiographen bereits selbst unter Antisemitismus in seinen Wissensvorrat eingeordnet bzw. als solche typisiert wurden, und b) sie fordert zu keiner Erzählung auf. Würde Herr Jarok dagegen z. B. um eine Erzählung über die Schulzeit gebeten, würde er vielleicht von Erfahrungen erzählen, die er bisher nicht als antisemitisch, sondern als demütigend in seinen Erfahrungsvorrat eingeordnet hat wie z. B., daß er schon ab 1933 in der Schule auf der sog. Judenbank, abgesehen von den anderen Schülern sitzen mußte.

Mit Fragen, die auch im Nachtragefeld des Interviews relativ offen formuliert sind, geben wir dem Autobiographen also auch hier die Möglichkeit zu einer verhältnismäßig autonomen Gestaltung eines thematischen Feldes, da aufgrund der offenen Formulierung dem Erzähler damit seinen Erinnerungsrahmen entsprechend Erlernisse aus dem Gedächtnis vorstellig werden, die ihm bei einer gezielten Abrufung vermutlich nicht einfallen würden. Je offener und je orientierter unsere Erzählaufforderung an der Erzählung des Biographen ist, desto mehr Erlernisse werden dem Autobiographen vorstellig werden, die er dann auch in Geschichten – als der Form der sprachlichen und kommunizierbaren Übersetzung eines Erinnerungsnocemas – erzählen kann. Eine gezielte Frage nach bestimmten Erlernissen kann dagegen zur Folge haben, daß a) der Erzähler nur das erzählt, was durch häufige Wiederholung bereits zur Anekdote geworden ist und damit kann noch auf einen Erinnerungsnocema beruht oder daß b) er mit allgemeinen Einschätzungen und Argumentationen antwortet, die seine Gegenwartsperspektive und eben nicht

seine Vergangenheitsperspektive präsentieren, die damit sehr weit von seinen damaligen Erlernissen entfernt sind und uns vor allem keine Auskunft über damaligen Handlungsläufe geben. Dies bedeutet nun nicht, daß wir bereicherspezifische Fragen, wie zum Antisemitismus in der Schule, nicht stellen können. Doch wir sollten versuchen, mit relativ offenen Fragen zu beginnen und erst dann einzelne Bereiche bzw. Situationen zu fokussieren. Würde Herr Jarok nach einer Aufforderung zur Erzählung über die Schulzeit von keinerlei Situationen berichten, die im Zusammenhang mit Antisemitismus gesehen werden können, könnten wir ihn ja dann fragen: »*Können Sie sich an Situationen in der Schule erinnern, in denen Sie als Jude benachteiligt oder angefeindet wurden?*« Damit ist die zweite typische erzählgenerierende Fragestruktur vorgestellt. Einweder fordern wir im narrativen Interview allgemein dazu auf, über eine Lebensphase oder auch ein bereits erwähntes Erlebnis mehr zu erzählen, oder wir fragen, ob dem Erzähler zu einem bestimmten Thema Situationen einfallen.

Doch weshalb bevorzugen wir Erzählungen? Auch wenn die Begründung des narrativen Ansatzes aus den bisherigen Überlegungen über die dialektische Beziehung zwischen Erlebnis, Erinnerung und Erzählung wohl evident abgeleitet werden kann, möchte ich nochmals auf diesen Punkt eingehen, da vor allem die den narrativen Ansatz verkennende Kritik von Heinz Bude (1985) begierig von denen, die schon immer etwas gegen das narrative Interview hatten, aufgegriffen wird. Wie Fritz Schütze (1976a; 1976b; 1977) eindrücklich klar gemacht hat, sind Erzählungen eigenleitender Erfahrungen im Gegensatz zu Besprechungen und Argumentationen: »diejenigen von thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren ...« (Schütze 1977:1). Wenn wir uns nicht damit zufriedengehen wollen, etwas über die von den Erlernissen und Erinnerungen abgehobenen Alltagstheorien der Gesellschaftsmitglieder zu erfahren – ohne fallspezifische Interpretationsmöglichkeiten – und damit wieder dem in den Sozialwissenschaften so verbreiteten Dualismus von Denken und Handeln zu verfallen, sondern wenn wir rekonstruieren wollen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben und wie dieses Erleben ihre heutige biographische Gesamtsicht, d.h. auch ihren heutigen Umgang mit ihrer Vergangenheit, und ihre gegenwärtigen Handlungsorientierungen konstituiert, müssen wir Erinnerungsprozesse und deren sprachliche Übersetzung in Erzählungen hervorheben. Nur die Erzählung einer Geschichte ermöglicht, neben der Reinszenierung

vergangener Situationen im Spiel, die Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion des damaligen Handlungsablaufs oder der damaligen Ereignisgestalt in Kontrastierung mit der heutigen kognitiven, aber auch emotionalen und leiblichen Sicht auf diesen Vorgang. Wenn wir dagegen nur Teile wie einzelne Erinnerungsbilder oder Argumentationen über die gegenwärtige Bedeutung von Erfahrungen evozieren, können wir wohl kaum die Erfahrungen des Autobiographen und die Geschichte seiner »Deutungsmuster« rekonstruieren. Mit Meinungs- und Begründungsfragen (»Weshalb haben Sie ...?«, »Warum emigrierten Sie damals ...?«, »Wieso sind Sie nicht ...?«) fördern wir die Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion nicht. Dann erhalten wir vielmehr Argumentationen, die eher aus dem Hier und Jetzt und aus der Orientierung am Gesprächspartner resultieren und die, wie es Fritz Schütze diskutiert, sich eher auf einer sekundären Legitimationsebene bewegen, als daß sie handlungsleitende Motive repräsentieren. Selbst durch die Art der Interviewführung an der Erzeugung von Handlungsferne beteiligt, können wir dann in das Lamento einstimmen, daß Menschen anders handeln als sie reden. Solange wir uns nur auf Kognitionen konzentrieren, sind wir selbst dann, wenn wir anstatt Einstellungen abzufragen, nun sog. Alltagsstheorien oder Deutungsmuster rekonstruieren, aber nicht deren Konstitutionsprozesse in der Lebensgeschichte, die durch und in Handlungen erzeugt wird, in den Blick bekommen, weiterhin weit entfernt von der alltagsweltlichen Handlungspraxis.

Hilfestellung beim szenischen Erinnern

Möchten wir dem Autobiographen, der uns ein Mitleidungsbedürfnis signalisiert, dazu verhelfen, schwer erinnerbare und erzählbare, schwierige bis traumatische Erlebnisse, in Geschichten zu übersetzen und sie damit für sich selbst und für andere nachvollziehbar zu machen, bedarf es weiterer Techniken, die über die erzählgeräterenden Nachfragen hinausgehen: Manchmal reicht es nicht aus zu fragen: »Können Sie mir noch etwas mehr über die Zeit im Schlitzengraben erzählen«, und selbst Fragen nach spezifischen Situationen wie: »Können Sie mir erzählen, wie Sie in Anschwitz an der Rampe ankamen?« helfen nicht unbedingt weiter. Wenn wir mit einem Autobiographen sprechen, der bis zum Interview kaum über jene Zeit oder über Situationen, die nur schwer als Erzählungen präsentiert werden können (vgl. Kap. 4.1.4), erzählt hat, und wenn ihm nur einzelne Bilder oder Empfindungen präsent sind, müssen Erzähler und Zuhörer gemeinsam an der Konstruk-

tion von Geschichten mitwirken. Als Zuhörer können wir dem Erzähler dabei helfen, sich in die damalige Situation zurückzuversetzen und sich an einzelne Bestandteile zu erinnern, die wir dann gemeinsam zu einer Geschichte zusammensetzen.

Ähnlich wie in den unterschiedlichen Therapieansätzen, die sich der Vergangenheit rekonstruierend zuwenden – wie z.B. beim Psychodrama, in dem Szenen spielerisch rekonstruiert werden –, unterstützt die Technik des »szenischen Erinnerns« die Autobiographen dabei, sich in die vergangenen Szenen zurückzuversetzen und sie dann in Geschichten zu übersetzen. Vor allem an sinnlichen und leiblichen Erinnerungsfragmenten ansetzend, können wir mit Fragen nach einzelnen Details, jene Szenen allmählich ausgestalten, indem wir zunächst den »äußeren« Rahmen – den Ort, das Klima, die Geräusche, die Gerüche, die anwesenden Menschen etc. – wieder in Erinnerung rufen. Anstatt nach Gedanken oder Gefühlen zu fragen, an die man sich am schwersten erinnert – wie bereits Maurice Halbwachs (1985:81ff.) erklärte – hilft es vielmehr weiter, den räumlichen Rahmen der Szene nach und nach auszugestalten und, daran anknüpfend, allmählich Handlungsabläufe zu rekonstruieren. Nehmen wir als Beispiel eine Anschwitz-Überlebende, die wir beim Zurückversetzen in die Situation bei Ankunft an der Rampe in Anschwitz unterstützen möchten. Wir können sie zunächst bitten: »Versuchen Sie sich in die Situation an der Rampe hineinzuversetzen ... der Waggon wird geöffnet ... Sie hören das Geschrei ... Sie werden aus dem Waggon herausgedrängt.« Wir fragen also die Biographin nicht, ob sie sich daran erinnern kann, sondern fordern sie zum Zurückversetzen in die Situation auf und beginnen die Szene auszumalen, wobei wir die Fragen im historischen Präsens formulieren. Von Detail zu Detail können wir uns dann vorwärts bewegen: »Was sehen Sie?«, »Aht wenn sehen Sie zusammen?«, »Was hören Sie?«, »Ist es dunkel?«, »Ist es kalt?«. Damit wird der Autobiographin nach und nach diese Szene wieder aus dem Gedächtnis vorstellig und gewinnt mit der Benennung einzelner Details an Gestalt. Immer weniger benötigt sie dann unsere detaillierten Nachfragen, kann sich allmählich wieder an Handlungsabläufe erinnern und beginnen, sie in eine Geschichte zu übersetzen.